

hier für diese Aufgabe die Augen zu öffnen, sie darauf vorzubereiten, sie dazu anzuleiten und zu helfen, vor allem den einheimischen Klerus in seinen besseren Köpfen dafür reif zu machen, dazu wird von uns Missionaren zunächst einmal eingehende Kenntnis dieser Vorstellungen und Anschauungen, sagen wir kurz, dieser eigentlich chinesischen Kultur, verlangt. Auch ist mir klar, daß das nicht für alle Missionare in gleicher Weise gelten kann. Aber Aufgabe einer Reihe von ihnen, vor allem jener, die an Bildungsstätten, vorab an den Seminarien tätig sind, muß es sein, gemäß dieser hier absichtlich nur angedeuteten Weise, in Demut und apostolischer Liebe solche Arbeit auf sich zu nehmen. Die praktische Seite der Lösung obliegt natürlich dabei den gottgesetzten Obern und den verantwortlichen Missionsorden.

## Gemeinschaft und Mission in Afrika

Von Prof. Dr. Thomas Ohm, O. S. B.

### I.

Je ursprünglicher und naturnäher der Mensch ist, um so mehr lebt er in, mit und aus der Gemeinschaft. Beweis dafür sind die „primitiven“ und kulturarmen heidnischen Völker Afrikas<sup>1</sup>. Man darf hier gewiß nicht übertreiben. Der „primitive“ Afrikaner ist so wenig wie irgend ein anderer Primitive „Herdentier“. Wenn gewisse französische Soziologen (Lévy-Bruhl, Durkheim) die primitive Gruppe hypostasieren, also die Behauptung aufstellen, der Primitive sei wesentlich und in allen Dingen kollektiv, der einzelne sei als solcher gar nicht da<sup>2</sup>, so haben sie viele Tatsachen gegen sich. Ihre These ist sogar, wie Steinmetz mit Recht erklärt, grundfalsch<sup>3</sup>. Auch der Primitive weiß sich als Individuum, als Ich. Auch beim Primitiven ist Differenziertheit im Denken und Empfinden, Handeln und Besitzen. Auch der Primitive hat „Raum zur Entfaltung der Persönlichkeit“ und ist „letzten Endes Egoist“. Es ist unrichtig zu sagen, die primitive Gruppe als solche denke und fühle<sup>4</sup>. Jedenfalls treffen die Thesen der französischen Soziologen beim Afrikaner nicht zu. Offenbar haben sich diese Soziologen und ihre Gefolgschaft durch erste auffällige Beobachtungen irreführen lassen. Bekannt-

<sup>1</sup> Nur auf diese beziehen sich die folgenden Ausführungen.

<sup>2</sup> Vgl. etwa die Werke von Lévy-Bruhl: *Das Denken der Naturvölker*<sup>2</sup>. Wien 1926; *Die geistige Welt der Primitiven*. München 1927; *Die Seele der Primitiven*. Wien-Leipzig 1930.

<sup>3</sup> Vgl. R. Allier, *Le Non-Civilisé et nous*. Paris 1927; Hofstra, *Differenzierungserscheinungen in einigen afrikanischen Gruppen*. Ein Beitrag zur Frage der primitiven Individualität. Amsterdam 1933; E. Johanssen, *Geistesleben afrikanischer Völker im Lichte des Evangeliums*. München 1931, 127—182; O. Leroy, *La raison primitive*. *Essai de réfutation de la théorie du prélogisme*. Paris 1927, 55—61; R. Lowie, *Individual Differences and Primitive Culture*, in: *Publ. d'Hommage offerte au P. W. Schmidt*. Wien 1928, 499 f.; S. R. Steinmetz, *Anleitung zu einer systematischen Ermittlung des Individuums bei den Naturvölkern*. *Ethnolog. Studien* 1929, 1—16.

<sup>4</sup> A. R. Brown, *The Andaman Islanders*. Cambridge 1922, 397.

lich pflegen Europäer, die nach Afrika kommen, anfänglich zu glauben, daß alle Neger ganz gleich ausschauen. Erst nach einiger Zeit werden sie auf die Unterschiede aufmerksam. Auch die Fremden, die das Denken und Leben der Afrikaner beobachten, bemerken anfänglich bloß oder mehr das Gemeinsame<sup>5</sup>. Es braucht Zeit, bis man die Unterschiede entdeckt, jene Unterschiede, die bei den Afrikanern genau so gut vorhanden sind wie bei anderen Erdenbewohnern. Es sei nur daran erinnert, daß sie ihre Fürsten, Mana-Besitzer und Sklaven, ihre Zauberer und Helden, ihre Verbrecher und Selbstmörder haben, daß sie einander durch Kriegstaten oder Putz „auszustechen“ suchen und ganz verschiedene Temperamente aufweisen<sup>6</sup>. Man kann sogar sagen, daß die afrikanische Gemeinschaft wesentlich mit Individualismus verbunden ist. Wie der Leib keine bloße Summe von Atomen ist, so ist die afrikanische Gemeinschaft keine bloße „Masse“ von Menschen. Sie ist ein Organismus mit verschiedenen Gliedern, die verschiedene Funktionen haben, ist wie jede echte Gemeinschaft „Anderssein der Glieder und . . . lebendige Aufhebung dieses Andersseins“. Vor allem darf man das Gemeinschaftliche nicht als etwas spezifisch Primitives und insonderheit als Wesensmerkmal der afrikanischen Primitiven hinstellen. Denn auch bei den sog. Kulturvölkern sind die meisten zu drückender Unfreiheit verurteilt. Auch hier unterstehen die meisten dem Zwang der Umgebung, Tradition, Reklame, Zeitung usw. Bisweilen hat der einzelne „Kulturmensch“ sogar weniger Freiheit als der „Primitive“<sup>7</sup>. Wenn in bezug auf die Bedeutung der Gemeinschaft zwischen den Primitiven und Kulturvölkern Unterschiede bestehen, dann nur dem Grade, nicht dem Wesen nach.

Aber so wahr alles Gesagte sein mag, es kann doch unmöglich verkannt werden, daß der einzelne in Afrika wenig, die Gemeinschaft dagegen viel bedeutet<sup>8</sup>. In Suaheli heißt der Freigeborene *mungwana*, d. h. der Eingegliederte, der Verbundene. Eine, wie Gutmann betont, für afrikanische Verhältnisse sehr charakteristische Bezeichnung. Der Einzelmensch geht im schwarzen Erdteil weitgehend in der Gemeinschaft auf, ist mehr Gemeinschafts- als Individualmensch. Loslösungen des Sonderwesens von der Gemeinschaft, wie sie bei uns vorkommen, kennt Afrika kaum. Man kann schon versucht sein zu sagen, die kleinste Einheit sei die Gruppe, vor allem die Sippe oder der Stamm, nicht der einzelne. Der südafrikanische Neger ist, wie B. Huß bemerkt, „sein Leben lang unter der Vormundschaft seiner Sippe, seines Stammes“ und wird eigentlich nie großjährig<sup>9</sup>. Die anderen Neger sind in ähnlicher Lage. Die Kultur der Afrikaner ist eine soziale und diese soziale Kultur wieder ist eine ganz und streng geschlossene. Jeder hat seine genau bestimmte Stellung und seinen von der Gemeinschaft genau vorgeschriebenen Weg.

<sup>5</sup> Man vergleiche das Geständnis K. Sappers, daß er bei den Keckchi-Indianern erst glaubte, alle Temperamente und Charaktere seien gleich.

<sup>6</sup> Vgl. S. R. Steinmetz, a. a. O.

<sup>7</sup> Vgl. S. R. Steinmetz a. a. O. 1, wo er sich gegen die geläufige Auffassung wendet, daß das Individuum in der Vollkultur zur höchsten Blüte gelange und als typische Erscheinung zur Kultur gehöre (als Bedingung und Folge). „Tatsächlich sind die Individuen jetzt ebenso oder weit mehr gefesselt als manche in früheren Zeiten und außerhalb unserer Gesellschaft.“

<sup>8</sup> Vgl. V. Westermann, *The African To-day*. London 1934, 148 s.

<sup>9</sup> Südafrikanisches Gemeinschaftsleben und europäischer Sondergeist. *Kathol. Miss.* 62, 1934, 243.

Für alles hat die Gemeinschaft ihre Erklärungen und Deutungen, ihre Regeln und Gesetze. Von einem Chaos keine Spur! Die Welt des Afrikaners ist eine geordnete Welt und damit Kultur. Und zwar handelt es sich, wir betonen das ausdrücklich, um wirkliche Gemeinschaften. Die Schwarzen bilden keine Massen im Sinne des modernen Kollektivismus, sondern soziale Organismen. Und diese Organismen sind — fügen wir es gleich hinzu — allesamt religiös begründet und orientiert. Man weiß sich verbunden, weil man dieselben Ahnen hat oder vom selben Mana besitzt, jenem Mana, das vom gleichen Urvater stammt.

Hinweise auf einige Erscheinungen und Tatsachen im Leben der Afrikaner mögen das Gesagte erläutern und bestätigen. Zunächst ein Hinweis auf die Besitzverhältnisse. Viele Afrikaner haben in weitgehendem Umfang gemeinsames Vermögen und gemeinsamen Bodenbesitz. So kennen etwa die Bantu wohl ein Verfügungsrecht des einzelnen über sein Vieh, seine Hütte und seine Kleider, nicht aber einen individuellen Bodenbesitz<sup>10</sup>. Der Boden ist Stammesbesitz, und zwar unveräußerlicher Stammesbesitz, wobei zu beachten ist, daß zum Stamm auch dessen tote Mitglieder gehören. Auch Arbeit, Wirtschaft und deren Ertrag sind vielfach gemeinsam<sup>11</sup>. Sogar der Nachwuchs gehört, wie die Erziehung und gewisse Gebräuche bei der Heirat bezeugen, der Gemeinschaft, und zwar nicht nur der Familie, sondern auch der Sippe oder dem Stamm.

Die Erziehung der jungen Leute betrachten Sippe und Stamm wesentlich als ihre Sache, bestimmen sie infolgedessen auch weitgehend<sup>12</sup>. Das Individuum wird ganz im Geiste und nach den Gesetzen der Gemeinschaft erzogen. Alles zielt darauf ab, den einzelnen der Gemeinschaft anzugleichen. Man hat mit Recht von einer „zwangsweisen Gleichförmigkeit der Erziehung“ gesprochen.

Damit kommen wir bereits zur Sitte. Diese beherrscht beinahe alles. Fast das gesamte Verhalten dem eigenen Körper (Kleidung, Schmuck, Pflege), der Natur und den Mitmenschen gegenüber ist von ihr bestimmt. Keiner weicht von der Sitte wesentlich ab. Oft wird die Sitte auch dann noch geübt, wenn sie eigentlich keinen Sinn mehr hat oder ihr Sinn verloren gegangen ist.

Besonders ausgeprägt ist das Gemeinschaftliche im Denken. Wenn auch die These, bei den Primitiven denke nur die Gruppe, abzulehnen ist, so bleibt doch wahr, daß es ein ganz selbständiges Denken nur in geringem Umfang gibt — ähnlich wie bei uns in den breiten Massen des Volkes —, ja, daß kaum Möglichkeiten zu vollständig freiem

<sup>10</sup> Viele Schwierigkeiten zwischen Europäern, Missionaren und Eingeborenen kommen nach einem Kenner der Dinge nur daher, daß die letzteren „nicht verstehen können, wie man Land für seine eigene Person besitzen oder verkaufen kann“. Das Land gehört der Sippe, und zwar den lebenden und toten Gliedern der Sippe. Privateigentum in bezug auf den Boden ist ausgeschlossen. Als die englische Regierung 1903 26 südafrikanische Häuptlinge fragte, ob ein eingeborener Landinhaber auf sein Land verzichten könne, antworteten diese einstimmig mit nein. Handel mit Grund und Boden sei ein europäischer Brauch. Th. W. Danzel, *Der magische Mensch*. Potsdam (1928) 138 f.

<sup>11</sup> So etwa bei den Pygmäen. Vgl. P. Schebesta, *Bambutti, die Zwerge am Kongo*. Leipzig 1932, 112.

<sup>12</sup> Vgl. L. Walk, *Die Erziehung bei den Naturvölkern* (Handbuch der Erziehungswissenschaft V, 1). München 1934, 23—99.

Denken und freier Geistesentfaltung bestehen. Der in afrikanischen Dingen erfahrene P. Dubois S. J. glaubt sogar vom Afrikaner als einem „individu sans volonté et presque sans intelligence propres“ sprechen zu dürfen!<sup>13</sup> Die Gemeinschaft hält in Afrika die Überzeugungen für den einzelnen bereit. Dieser hat sie bloß anzunehmen, nicht durch eigenes Nachdenken zu gewinnen. Die Gemeinschaft entscheidet, was man zu denken hat, entscheidet etwa, daß eine bestimmte Frucht schädlich ist und als schädlich betrachtet werden muß. Man begreift daher sofort, warum die Bekehrung zum Christentum dem einzelnen Mitglied einer heidnischen Gemeinschaft schwer, dem heidnischen Mitglied einer vorwiegend christlichen Gruppe aber leicht fällt.

Wie mit dem Denken im allgemeinen, so ist es mit dem sittlichen Denken im besonderen. Es fehlt auch hier nicht an Individualismus. Aber im allgemeinen richtet man sich in seinen Auffassungen von gut und böse nach der Gemeinschaft. Ihre Auffassung und Sitte ist Norm, und zwar eine Norm, der sich fast jeder unbedingt unterwirft und die auch von dem anerkannt wird, der sich gegen sie verfehlt. Wenn irgendwo, dann existiert hier noch eine wirkliche „conscientia“, und zwar als Sippen- oder Stammesgewissen.

Ähnlich liegen die Dinge beim Recht und Gesetz. Dabei ist besonders bemerkenswert, daß es Recht und Gesetz eigentlich und prinzipiell nur innerhalb der Gruppe, also etwa des Stammes, nicht Fremden gegenüber gibt. Diese sind prinzipiell, wenn auch nicht praktisch, rechtlos.

Auch die den sittlich-rechtlichen Anschauungen entsprechenden Handlungen sind von der Gruppe bestimmt. Infolgedessen gelten die Handlungen des einzelnen mehr oder weniger als Handlungen der Gemeinschaft. Das Vergehen und die Schuld des einzelnen sind Vergehen und Schuld der Gruppe. Die ganze Gruppe büßt eventuell für das Verbrechen des einzelnen. Wenn ein zu einer Geldstrafe Verurteilter nicht zahlen kann, haben seine Verwandten oder Gruppenangehörigen für ihn einzutreten. Kromer meint einmal: „Welcher Art auch ein Verbrechen sein mag, nie ist der betreffende Täter allein dafür haftbar, sondern auch alle seine Verwandten mütterlicherseits“<sup>14</sup>. Andererseits vermag aber auch einer für die ganze Gruppe Buße zu leisten. Also alle für einen und einer für alle. In diesem Punkte hat der Neger sicher vieles vor uns voraus. Wir sind gewöhnt, im Sünder oder Verbrecher nur das schuldbeladene Individuum zu sehen und betrachten die Verbindung mit ihm als eine Befleckung. Der Neger empfindet hier noch ganz anders, menschlicher — und unpharisaisch.

In diesem Zusammenhang sei gleich der afrikanischen Ehe gedacht. Man kann häufig hören, die Afrikaner heiraten nicht, sondern würden verheiratet. Die Ehe sei nicht Sache der Einzelpersonen, sondern, wie der Umstand, daß die Sippe, nicht der Mann die Morgengabe darbringe, beweise, Sache der Familie und Sippe, und zwar ein bloßes Geschäft, ein bloßer Vertrag. Eine ganz übertriebene Behauptung<sup>15</sup>. Immerhin ist die Ehe keine reine Privatsache. Die Familie oder Sippe spielt bei der Heirat eine entscheidende Rolle. Auch wird die Ehe durch die Sippe geschützt. Alle Tatsachen, die ihre Erklärung wesentlich darin

<sup>13</sup> Le répertoire africain. Rome 1932, 74.

<sup>14</sup> Vom neuen Afrika. Düsseldorf (1931) 92.

<sup>15</sup> Vgl. z. B. P. Schebesta a. a. O. 109, wo gesagt wird, daß Mädchen bei der Heirat freie Wahl haben.

finden, daß der eigentliche Sinn der Ehe im Fortleben der Gruppe, nicht im Glück des einzelnen gefunden wird.

Was von der Ehe gilt, muß vom Leben überhaupt gesagt werden. Das „du“ gehört in Afrika wesentlich zum „ich“. Da-sein, leben heißt für den Afrikaner Verantwortung für andere, vor allem für die Gruppe, tragen, heißt, für das Wohl des Ganzen sorgen, heißt aber auch in allen Dingen sich auf die Gruppe stützen können.

Auch die Kunst muß hier genannt werden. Denn sie ist in ihrem Ausgang, ihrer Wirkung und ihrer Form gemeinschaftlicher Natur. Man denke an die Dichtkunst und Plastik, den Tanz und die Gesänge der Primitiven. Die „primitiven“ Kunstwerke sind weniger Werke eines einzelnen Künstlers als der Gemeinschaft.

Eine große Rolle spielt die Gemeinschaft schließlich in der Religion des Afrikaners. Religionsstifter kennt Afrika nicht. Alle Religionen sind Gemeinschaftsprodukte und Gruppenreligionen. Auch zielen sie in erster Linie auf das Wohl der Gemeinschaft ab, und zwar der jeweiligen Gemeinschaft. An die „Rettung“ Fremder, an die „Mission“ denken sie nicht. Ja, die Gemeinschaft ist in ihren, im Jenseits weilenden Häuptern und Gliedern sogar Gegenstand der Religion und das Gemeinschaftsleben Religion bzw. Ersatzreligion. Wilde behauptet einmal: „Die Religion der Eingeborenen ist Gebundenheit an das Geschlecht“. Das ist übertrieben und einseitig, aber nicht ohne alle Wahrheit. Man bedenke etwa, daß die Afrikaner ihr Gemeinschaftsleben unter den Augen der Ahnen und in Verbundenheit mit den Ahnen leben. Desgleichen, daß die „Priester“, wenn wir von solchen reden dürfen, die Familien-, Sippen- und Stammeshäupter sind und diese als in Verbindung mit den Ahnen stehend gedacht werden.

Alles in allem bedeutet also die Gruppe im Leben des Afrikaners sehr viel. Das Schicksal der Gemeinschaft ist Schicksal des einzelnen und umgekehrt.

Selbstverständlich gilt das Gesagte nicht für alle Fälle und unter allen Umständen. Es gibt Ausnahmen. Aber diese bestätigen die Regel. Ferner gilt das Gesagte nicht von allen afrikanischen Völkern in gleicher Weise. Die Gemeinschaftlichkeit hat verschiedene Grade.

Die Gemeinschaften aber, die auf den einzelnen einen so großen Einfluß ausüben, sind mannigfaltig. Wir nennen die blutsverwandtschaftlichen Gesellungen Familie, Sippe, Clan, Horde, Häuptlingschaft und Stamm, die durch Blutsaustausch hergestellte Brüderschaft, die aus dem Geselligkeitstrieb hervorgehenden Altersklassen und Männerbünde sowie die religiös-wirtschaftlichen Geheimbünde. Nebenbei sei bemerkt, daß die blutsverwandtschaftlichen Gemeinschaften sich aus den lebenden und toten Gliedern dieser Gemeinschaften zusammensetzen, daß wir es also in Afrika nach einem treffenden Ausdruck Lévy-Bruhls mit einer „Symbiose der Lebenden und Toten“ zu tun haben. Desgleichen sei bemerkt, daß die Gruppen vielfach bestimmte Tiere und Pflanzen mit umfassen (Totemismus), also Totemgruppen sind.

## II.

Aber die bisherigen Ausführungen gelten eigentlich, wenigstens im vollen Umfang, nur noch von der Vergangenheit, vom alten Afrika. Denn die alte afrikanische Gemeinschaft oder die alten

afrikanischen Gemeinschaften, vor allem die Sippe<sup>16</sup> und der Stamm, sind heute mitsamt dem Gemeinschaftsbesitz, dem Gemeinschaftsgeist, der Sitte und anderen Gemeinschaftswerten in voller Auflösung, und zwar in einer Auflösung, die ohne Parallele in Vergangenheit und Gegenwart dasteht. Die Völker Afrikas stehen auch sonst, und zwar auf der ganzen Linie, im Zeichen des Kulturwandels. Aber die sozialen Umwälzungen sind besonders groß, auffallend und radikal, viel größer als all die Veränderungen, die wir jetzt in Europa erleben.

Zu den Faktoren, welche die Auflösung des alten Gemeinschaftslebens in Afrika verursachen, gehört zunächst die europäische Zivilisation. Die europäischen Kolonialvölker, in deren Händen der schwarze Erdball ist, haben bisher im allgemeinen nichts anderes getan, als ein fertiges System, und zwar ihr europäisches System, auf Afrika zu übertragen. Dieses System aber verhält sich zum afrikanischen ungefähr wie Feuer zum Wasser und hat daher, dem Schwarzen unmittelbar oder mittelbar aufgenötigt, wie ein Spaltpilz auf die afrikanischen Kulturen, auch auf die afrikanische Gemeinschaft gewirkt. Einige Hinweise mögen es erläutern und bestätigen.

Beachten wir gleich etwas ganz wichtiges, nämlich die Einführung des europäischen Geldes und dessen Folgen. Letztere kann man sich nicht groß genug vorstellen. Das europäische Geld hat die ganze alte afrikanische Wirtschaftsordnung und mit ihr vieles andere umgestürzt<sup>17</sup>. Es hat die Arbeit zu einer bloßen Ware gemacht, den Lohnarbeiter zum Bewußtsein seiner selbst gebracht, dem Individualismus und Egoismus Tür und Tor geöffnet und so zur Auflösung aller natürlicher Zusammenhänge zwischen den Menschen geführt. Man hat angefangen, an sich zu denken oder sogar dem Mammon alles zu opfern. Die Gastfreundschaft etwa hat stark nachgelassen. Nicht einmal die Familie ist vor den schädlichen Einflüssen des Geldes bewahrt geblieben. Gutmann schreibt einmal: „Es kommt bei den Dschaggas z. B. schon nicht mehr zu selten vor, daß Mann und Frau ihre Äcker gesondert anlegen, damit keines die Erträgnisse des anderen kontrollieren könne“<sup>18</sup>. Kinder täten dasselbe<sup>19</sup>. Das moderne Geldwesen hat ferner vielfach auch dadurch zerstörend auf die alten Gemeinschaften gewirkt, als es Schichten einen Aufstieg gestattete, die früher gar nicht an einen solchen denken konnten, während es die älteren, natürlichen Führer oft an Position verlieren ließ.

Wie das Geld so löst auch das moderne Industriegewesen die alten Zusammenhänge auf. Tausende von Schwarzen verlassen heute ihre Familien, Sippen und Stämme und ziehen in die Städte. Oft werden sie direkt dazu gezwungen. Wir empören uns mit Recht über die alte Sklaverei. Aber die sog. „weiße Schmach“, die Zwangs- oder Kontraktarbeit ist nicht viel besser. Desgleichen nicht die Besteuerung, wenigstens

<sup>16</sup> Die Sippe ist oft viel wichtiger als der Stamm. Ein Missionar aus dem südlichen Tanganyika-Territorium erzählte mir, daß man bei ihnen ein Familienleben in unserem Sinne nicht kenne. Schon vom 10. oder 12. Lebensjahr an seien die Buben mehr oder weniger selbständig. Die Hauptsache sei die Sippe. Diese erziehe. Die sämtlichen Verwandten des Vaters würden Vater, die der Mutter Mutter genannt. Bei den Brüdern und Schwestern sei es ähnlich. Besondere Worte für den eigentlichen Vater usw. habe man nicht.

<sup>17</sup> Vgl. B. Gutmann, *Freies Menschentum auf ewigen Bindungen*. Kassel 1928, 69 f.; 44.      <sup>18</sup> A. a. O. 89.      <sup>19</sup> A. a. O. 44.

nicht in manchen Fällen. Denn diese wird häufig so durchgeführt, daß die Leute einfach Geld verdienen müssen, ob sie wollen oder nicht. Das aber besagt: auf eine Plantage oder in eine Fabrik gehen, und dies wieder — wenigstens gewöhnlich —, Familie und Sippe für kürzere oder längere Zeit verlassen<sup>20</sup>.

Sehr schlimm wirkt weiter der europäische Handel. Denn er weckt im Schwarzen Bedürfnisse, die früher nicht bekannt waren und häufig zu Streitigkeiten in den Familien führen.

Noch verderblicher für die afrikanische Gemeinschaft sind manche Elemente der geistigen europäischen Kultur. Es wäre hier sehr viel über gewisse Gesetze und Verwaltungsformen zu sagen. Desgleichen über moderne Schuleinrichtungen und andere Dinge, die aus dem Individualismus und Liberalismus geboren sind, so z. B. über die Beschränkung der Häuptlingsmacht, deren Folge naturgemäß die Auflockerung der Stämme ist. Aber wir wollen von weiteren Einzelheiten absehen. Bemerkte sei nur noch, daß schon die ganze Lebensart des Weißen verheerend wirkt. Der Europäer kann seine Zeit und Umwelt, die Zeit und Umwelt der atomistischen Physik, des Liberalismus und philosophischen Idealismus nicht verleugnen. Er ist Individualist und will „Persönlichkeit“ sein. Er kann tun und lassen, was er will. Wenigstens erscheint es den Schwarzen so. Dieser hat den Eindruck, als ob der weiße Mann nur für sich selber Sorge. Der Weiße ist aber nun einmal Vorbild für den Schwarzen. Und so kommt es, daß der Individualismus auch bei den Schwarzen Einzug hält und alte, natürliche und künstliche Verbände lockert. Vielfach wird diese Entwicklung vom Weißen noch positiv und unmittelbar begünstigt.

Einer der wichtigsten Faktoren bei der Umwandlung des sozialen Lebens der Afrikaner war und ist der Islam. Auf den Umstand, daß die Araber früher mit ihren Sklavenjagden den größten Wirrwarr in der afrikanischen Bevölkerung anrichteten, wollen wir hier kein Gewicht legen. Um so mehr aber auf die Tatsache, daß er neue sprachliche, kulturelle und religiöse Einheiten schaffte und schafft und den Verkehr und Handel zwischen den Stämmen förderte und fördert.

Auch die christliche Mission ist, wie ein Kenner gleich Huss zugibt, wesentlich an der Zersetzung der afrikanischen Gemeinschaft beteiligt gewesen und ist noch immer an ihr beteiligt. So durch Landkauf, Ackerbau, Lohnarbeit, Lohnbemessung nach Leistung und Herausnahme einzelner aus ihrer Umgebung. Über letzteres ein paar eigene Worte. Man hat sehr häufig in Missionszeitschriften lesen können, die sozialen Ordnungen der Schwarzen seien das größte Hindernis für deren Bekehrung. Man müsse daher die Leute aus ihrer Umgebung wegnehmen, wenn man sie bekehren wolle. Es wurden eigene Katechumenatshäuser und Christendörfer geschaffen<sup>21</sup>. Man kaufte vielfach sogar

<sup>20</sup> In Nordrhodesien, speziell in Babemba, sind nach Berechnungen durchschnittlich 40 Prozent der erwachsenen Männer von ihren Dörfern abwesend, in manchen Gegenden und zu gewissen Zeiten sogar bis zu 60 Prozent. Sie arbeiten in den Minen von Katanga oder in sonstigen Fabrikorten. Über die verderblichen Folgen der Abwanderung in die Industriezentren vgl. Guillemé, *Simple notes sur l'émigration des indigènes de l'Afrique centrale vers les centres industriels*. In: *Africa* 5, 1932, 40—49.

<sup>21</sup> Vgl. P. Schebesta, *Kisantu*. *Kath. Miss.* 58, 1930, 12 f. Schebesta erzählt hier von den Kapellenfarmen im belgischen Kongogebiet. Dann von den Christendörfern dort, in denen der Häuptling nichts zu sagen hat, die also außerhalb der Stammesordnung stehen. Schließlich meint er: „Aus diesen Aus-

Waisenkinder und Sklaven, um auf diese Weise Menschen an die Mission zu binden<sup>22</sup> und so einen Grund für Christengemeinden zu legen, — den besten Grund, wie man meinte. Daß diese und ähnliche Methoden dem Stammes-, Sippen- und Volksgefüge schadeten, ist klar.

Besonders energisch hat die Mission an der Auflösung gewisser sozialer Gegebenheiten gearbeitet. Man denke an das Mutterrecht, das als widernatürlich und widergöttlich empfunden wurde und wird, oder an die Polygamie, den Totemismus und die religiösen Kultverbände.

Auch unbewußt und unbeabsichtigt hat die Mission wesentlich zur Zersetzung der alten Gemeinschaften beigetragen und trägt sie noch immer zu ihr bei. Selber mehr oder weniger Individualisten, sahen manche Glaubensboten die afrikanische Gemeinschaft nicht und taten sie unbewußt vieles, was ihr schadete. Immer wieder wurde von der Mission in heute fast unglaublichem Kulturoptimismus gesagt, sie wolle und müsse den „Segen“ der Zivilisation und Gesittung verbreiten (— als ob die Schwarzen keine Gesittung hätten —). Dies um so mehr, als ohne sie keine Christianisierung möglich sei. Zivilisation aber bedeutete: An europäische Arbeit gewöhnen, den Schwarzen europäisches Handwerk beibringen, europäischen Ackerbau treiben, Plantagen anlegen usw. Alles Dinge, welche die Gemeinschaft der Schwarzen aufsprengten und untergruben.

Im gleichen Sinne wirkte und wirkt sich die Seelsorge aus. Die moderne Mission begann in einer Zeit, wo das Gemeinschaftsgefühl bei uns verhältnismäßig schwach und das Verständnis für die ganze Bedeutung der Gemeinschaft gering war. Die Folge war, daß sich die Mission zunächst bloß um den einzelnen, nicht um die Gemeinschaft kümmerte. Dazu kam etwas anderes. Die Mission wollte immer Zahlen melden. Vom Ganzen redete sie nicht. Ich habe noch nie eine Statistik gesehen, in der angegeben worden wäre, ob und wie viele Familien, Sippen und Stämme bekehrt worden sind, obwohl solche Angaben für die Beurteilung der Mission viel wichtiger wären als die Angaben über Einzelbekehrungen<sup>23</sup>. Auch auf die Tatsache, daß sich die Mission besonders gern an die Jugend und damit gegen die Alten wendet, muß hier hingewiesen werden. Denn dieses Verfahren löst die alten Führungszusammenhänge auf und läßt die Jugend allzu leicht Gehorsam und Ehrfurcht gegenüber den Alten vergessen. Ein wesentlicher Faktor bei der Auflösung des afrikanischen Gemeinschaftsgefüges ist ferner die christliche Predigt. Und zwar schon die Predigt als solche. Früher dachten die einzelnen Gruppen einheitlich. Jetzt dagegen gibt es infolge der Missionsarbeit bereits viele und große Meinungsverschiedenheiten. Familie, Sippe und Stamm bilden keine Glaubenseinheit mehr.

führungen ersieht man, wie die Mission vorging, um in der Jugend ein neues christliches Geschlecht zu erziehen, was nur durch Zertrümmerung der alten einheimischen sozialen Organisationen und Sitten erreichbar war. Die christlichen Familien übten und üben einen derartig starken Einfluß auf die heidnische Umgebung aus, daß schließlich auch die alten Heiden gezwungen waren, sich dem Christentum zuzuwenden. Derart kann man wohl von einem vollen Erfolg der Mission sprechen.“ 13.

<sup>22</sup> Vgl. Kath. Miss. 1881, 49: „Da wir sie aus der Sklaverei losgekauft haben, behalten wir volle Gewalt über sie.“ So in einem Aufsatz über den ersten apostolischen Präfekten von Sansibar.

<sup>23</sup> Es ist erfreulich, daß Dubois neuerdings gefordert hat, Angaben über Sippenbekehrungen in die Missionsstatistik aufzunehmen. *Le répertoire Africain*. Rom 1932, 301.

Auch gewisse christliche Ideen schaden alten Ordnungen. So die Ideen von der allgemeinen Bruderschaft und wesentlichen Gleichheit der Menschen, namentlich wenn sie überspitzt formuliert und nicht durch Ideen von der Hierarchie, von der menschlichen Ordnung genügend ergänzt werden.

Im gleichen Sinn, nur noch stärker, wirken die Kämpfe gegen gewisse Bräuche, welche die Gemeinschaft sozusagen unklammern, gegen die Stammestracht, die Einweihung, die Beschneidung, die Skalverei, die Polygamie, den Frauenkauf, die Verschacherung der Frau in der Jugend, den Übergang der Frau nach dem Tode des Mannes an dessen Erben<sup>24</sup> und die Ahnenverehrung. Desgleichen gewisse neue Einrichtungen, wie die Schule, das Seminar und die moderne Wirtschaft. Die Schule, so wie sie gemäß den Vorschriften der Regierungen ist, bedeutet einen glatten Bruch mit der Vergangenheit. Sie erzieht Europäer, nicht Afrikaner. Was die Kinder in der Schule lernen, sind andere Anschauungen, andere Ideale, andere Spiele usw., oft auch andere Sprachen. An die Vergangenheit wird kaum angeknüpft. Von den alten Sagen und Gewohnheiten, in denen sicherlich manche Werte stecken, ist kaum oder gar nicht die Rede. Auch nicht von den großen Vorfahren. Kein Wunder, wenn Kinder mitleidig und geringschätzig auf ihres Volkes Vergangenheit und auf ihre Eltern herabblicken und sich innerlich oder sogar äußerlich von ihnen loslösen. Auch die Dinge und Bedürfnisse, welche die jungen Leute in den Schulen kennen lernen, sind der alten Ordnung sehr häufig abträglich. Denn es handelt sich hier häufig um die Dinge, die man in der alten Gemeinschaft nicht zu bewerten, oder um Bedürfnisse, die man in ihr nicht zu befriedigen vermag. Nur zu leicht reizt schließlich die Schule die jungen Leute, aus der Heimat oder gewohnten Stellung fortzustreben, gute Posten bei der Verwaltung oder sonstwo zu suchen und überhaupt anderwärts, vor allem in der Stadt und an der Küste ein freieres Leben zu führen.

Überhaupt trägt die ganze Missionserziehung und missionarische Beeinflussung der Schwarzen zur Zerströrung der alten Gemeinschaften bei. Die Mission ist ihrer Natur nach etwas Neues und Fremdes, ein Eindringlich in die geschlossenen alten Ordnungen. Sie kann nicht anders als stören. Dabei fordern die Missionare die Leute oft noch unmittelbar auf, gegen den Willen der Autorität und die Forderungen der Gemeinschaft zu handeln, müssen die Leute oft sogar dazu auffordern. Schon die Aufforderung zur Bekehrung als solche ist Aufforderung zu etwas, was die Gemeinschaft stört. Denn der Christ kann viele Verpflichtungen der heidnischen Gruppe nicht mehr erfüllen, weswegen es eigentlich ganz natürlich ist, wenn er aus der Gemeinschaft ausgestoßen wird.

Zerstörerisch wirkt endlich der Kampf der Mission gegen die alten Religionen. Und zwar deswegen, weil bei den Afrikanern die alten sozialen Ordnungen, wie das Volkstum überhaupt, mit den alten Religionen aufs engste verbunden oder sogar identisch sind und durch die alten sakralen Riten hergestellt und gesichert werden.

### III.

Die Auflösung der alten Ordnung hat natürlich viele gute Folgen. Wir können es nur begrüßen, wenn soziale Gegebenheiten wie Polyga-

<sup>24</sup> Vgl. Kath. Miss. 61, 1933, 191.

mie, Totemismus und religiöse Geheimbünde verschwinden. Das Gleiche gilt von gewissen Einrichtungen und Folgen, die mit den an sich guten Gemeinschaftsformen verbunden sind, so etwa vom Herdenmenschtum<sup>25</sup>, vom Absolutismus der Häuptlinge, vom Mangel an Unternehmungsgeist bei den einzelnen, von der Behinderung des einzelnen in der Entfaltung seiner Talente und der Betätigung seines berechtigten Ehrgeizes und von der Langsamkeit des Kulturfortschrittes. Der einzelne alte Afrikaner war sich seines Menschentums kaum bewußt. Die Würde der Einzelpersönlichkeit war unbekannt. Ein Privatleben gab es kaum. Heute jedoch wird dies langsam anders. Nun braucht man gewiß nicht zu wünschen, daß die Gemeinschaft vor der Einzelpersönlichkeit verschwindet und der Afrikaner selbstherrlich nach dem Beispiel des weißen Mannes wird. Aber eine stärkere Betonung der Einzelpersönlichkeit kann nur von Vorteil sein. Nicht bloß um des einzelnen, sondern auch um des ganzen willen. Was den Absolutismus der Häuptlinge betrifft, so sind viele Neger mit Recht froh darüber, daß die Macht, etwa die Rechtsprechung der Häuptlinge, eingeschränkt ist. Denn sie wurde zu oft mißbraucht oder ließ viel zu wünschen übrig. Und was den Kulturfortschritt angeht, so kann folgendes gesagt werden. Wenn es im alten Afrika Jahrhunderte hindurch nur einen geringen Kulturfortschritt gab, so lag das sicher zum großen Teil am afrikanischen „Kollektivismus“, namentlich an dem Umstand, daß alles, was von der Regel und Tradition abwich, als unbequem oder sogar als unheimlich empfunden wurde. Fortschritt setzt doch neben der Gemeinschaft immer irgendwie auch stärkeren Individualismus und Ermutigung des Individuums zu selbstständigem Schaffen voraus. Aber bemerkenswerter für uns ist etwas anderes. Die alten Afrikaner kennen kaum eine individuelle Moral. Der einzelne für sich kann machen, was er will. Wenn und wo es sich nicht um Familie, Stamm oder Sitte handelt, darf er sich gehen lassen. Die Neuordnung aber legt den einzelnen auch Pflichten gegen sich selbst auf, etwa die Pflicht der Selbstachtung. Sicher ein Fortschritt! Auch die größere Freiheit gegenüber der Gemeinschaft ist hier zu erwähnen. Zweifellos, das Wohl der Gemeinschaft geht dem Wohl des einzelnen vor. Aber es gibt doch auch individuelle Werte, die der Gemeinschaft niemals geopfert werden dürfen. Und diese Werte sind heute besser geschützt als in der alten Ordnung. Sehr zu begrüßen ist ferner, daß die Leute mehr und mehr aufhören, sich bloß in ihrem kleinen Kreis zu bewegen, und es lernen, über Familie, Sippe und Stamm hinauszuschauen<sup>26</sup>. Es ist gut, wenn zur Familie, zur Sippe und zum Stamm die größeren Gemeinschaften Volk und Kirche kommen, wenn die Stammesfehden verschwinden und sich

<sup>25</sup> Afrika weist wenige bedeutende Persönlichkeiten auf, und zwar zum Teil wohl deswegen, weil alles Überraschende dämonisch empfunden und daher nicht geduldet wird.

<sup>26</sup> Als ein Missionar einmal mit Schwarzen auf die Jagd gehen wollte, sagte einer von ihnen: „Ich gehe nicht mit. Wer hilft mir denn?“ Es war nämlich keiner von seiner Sippschaft dabei. Man sieht, was in Afrika nottut. Albert Schweitzer wollte eines Abends einen Verwundeten aus einer Baracke in das Untersuchungszimmer bringen und bat zu dem Zweck einen Mann, dessen kranken Bruder er pflegte, an der Tragbahre mit anzufassen. Der aber tat, „als hörte er nicht. Ich wiederhole die Aufforderung etwas eindringlicher. Darauf antwortet er ruhig: Nein. Der Mann auf der Tragbahre ist vom Stamme der Bakele. Ich aber bin ein Bapunu.“ Mitteilungen aus Lambarene. Frühjahr bis Herbst 1924. Bonn 1925, 23.

alle Afrikaner ihrer Zusammengehörigkeit bewußt werden. Es ist gut, wenn das System, sich nur innerhalb der Gruppen gegenseitig zu helfen, endet. „Im engen Kreis verengert sich der Sinn. Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken.“ Außerdem war Afrika bislang z. T. nur deswegen kulturarm, weil es in der Regel nur kleinere isolierte Gruppen, nicht aber große Gemeinschaften kannte. Letztere werden wesentlich zum Kulturfortschritt der Afrikaner beitragen.

Indes, so richtig das alles sein mag, es läßt sich doch unmöglich verkennen, daß die Auflösung der alten Ordnungen auch ihre Schattenseiten hat. „Mit dem Stammesleben sterben nicht nur seine Fehler, sondern auch seine Tugenden“<sup>27</sup>. Das beweisen die üblen Erfahrungen, die man mit allen aus der Gruppe losgelösten Negern gemacht hat, zur Genüge. Desgleichen die Früchte, welche die „Extra-customary villages“ am Kongo, in denen zivilisierte Eingeborene unter „künstlichen“ Häuptlingen zusammenleben, und andere ähnliche Einrichtungen gezeitigt haben. Auch die Tatsache, daß England sehr viel für das Wiederaufleben des alten Gemeinschaftslebens in seinen Kolonien tut und den Eingeborenen Möglichkeiten zur Selbstverwaltung gibt, ist bezeichnend.

Nicht zuletzt ist die Wandlung der Dinge auch von Segen für die Mission. Denn die Auflockerung der alten Gruppen macht es dem einzelnen leichter, Christ zu werden, als früher.

Aber inwiefern ist denn die Auflösung der alten Ordnung ein Unglück?<sup>28</sup> Nun einmal schon an sich als Auflösung bestehender Ordnungen überhaupt. Denn eine solche Auflösung hat fast immer ihre Gefahren. Dann insofern, als die alten Gemeinschaften der Afrikaner, selbst diejenigen von ihren Gemeinschaftsformen und Einrichtungen, die wir als solche bekämpfen müssen, nicht ohne Werte sind<sup>29</sup>. Wir wollen hier nur auf einzelne Punkte hinweisen. Zunächst auf die Gefahr, welche mit dem Kampf gegen die Anschauungen, welche die Gemeinschaft bindet und zusammenhält, gegeben ist. Früher hatte das seelische Leben des Neger im allgemeinen eine feste Bahn. Es kannte kein ständiges Schwanken. Die Zerstörung der alten Anschauungen aber bringt den Neger aus seinem geistigen und normalem Gleichgewicht. Und das ist sicher kein Vorteil. Außerdem ist, wie jeder weiß, Zerstörung leicht, Aufbau dagegen schwierig. Es kommt nicht selten vor, daß Schwarze ihre eigenen Überzeugungen preisgeben, ohne sich bessere zu eigen zu machen.

Bedenklich sind ferner die ethischen Folgen. Bei den alten Afrikanern herrscht eine wunderbare soziale Moral. Die Verpflichtungen gegenüber Familie, Sippe und Stamm werden ohne Zögern und Widerspruch erfüllt. Sobald aber die Verbindung mit Familie, Sippe, Stamm endet, ist es nur zu leicht mit der Moral, und zwar nicht nur mit der sozialen Moral, sondern der Moral überhaupt aus<sup>30</sup>. Ein Umstand wirkt dabei besonders mit. Bei den alten Heiden herrscht gewöhnlich eine sehr strenge Zucht. Es wird stramm auf Beherrschtheit, Einordnung

<sup>27</sup> B. Huss, a. a. O. 276.

<sup>28</sup> Vgl. H. Dubois, *Le répertoire africain*. Rome 1932, 75 s.

<sup>29</sup> Vgl. etwa B. Gutmann, *Das Recht der Dschagga* (Arbeiten zur Entwicklungspsychologie 7). München 1926.

<sup>30</sup> Ein Ostafrika-Missionar teilte mir einmal mit, daß Leute, die in geschlossenen Gruppen, also etwa mit ihren Verwandten und Bekannten an die Küste gingen, ganz unverdorben zurückkämen, nicht dagegen jene, die einzeln und losgelöst von anderen die Reise machten.

und Gehorsam gehalten. Die Strafen für Verfehlungen sind schwer und schrecken von Eigenmächtigkeiten ab<sup>31</sup>. Die der Gruppe Entfremdeten oder nur noch locker mit ihr Verbundenen aber kennen die alte Strenge nicht und neigen infolgedessen leicht zu Ungebundenheit, Maßlosigkeit und Zügellosigkeit. Die Christen machen hier nicht immer eine Ausnahme<sup>32</sup>. Carl Meinhof schreibt einmal: „Die sittlichen Kräfte sind . . . bei dem Afrikaner noch viel stärker als bei uns an die Volksgemeinde gebunden. Der afrikanische Mensch fühlt sich lange nicht so sehr als Individuum, wie der Europäer das tut, und deshalb entwurzelt ihn die Lockerung seiner Bindung an das Volk leicht völlig“<sup>33</sup>. So versteht man gleich, warum die Abwanderung ungezählter Neger in die Städte und die längere Abwesenheit der Männer von Familie, Sippe und Stamm so verderblich ist, warum sie Minderung der Moral bei den Auswanderern sowohl wie bei den Daheimgebliebenen bedeutet und nur zu oft zu Streitigkeiten und Ehebrüchen führt, ganz abgesehen davon, daß die eintönige, schematische Arbeit den Negern nicht liegt und sie unzufrieden macht.

Ein besonderes Wort hier über die Christen. Man hört sehr häufig Klagen, daß die Christen stolz, arrogant und eingebildet sind. Sie sollen schwerer zu behandeln sein als die Heiden. Diese Klagen sind übertrieben. Auch kann niemand etwas dagegen haben, wenn sich die Christen nicht alles gefallen lassen. Aber bisweilen mag ihr Verhalten wirklich nicht entsprechend sein. Bisweilen mag die Bekehrung zu sehr als Befreiung von der Gemeinschaft und ihrem Zwang empfunden werden und zu Leichtsinns führen. Dies um so mehr, als bei den Christen nicht so streng bestraft wird wie bei den Heiden<sup>34</sup>.

Sehr bedenklich sind ferner manche soziale Folgen der Auflösung des Alten. Keyserling hat einmal bei den Kantonesen von einer „ungeheuren sozialen Bildung auch der niedersten Volksschichten“ gesprochen. Fast möchte man diese Worte auch auf die Schwarzen anwenden. Der Schwarze ist sozial, weiß um seine Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft und hat in diesem Punkt vieles vor dem europäischen Individualisten voraus. (Waisenkinder, die niemand haben, der für sie sorgt, gibt es in Afrika nicht. Die betreffende Sippe hilft immer.) Aber mit der Auflösung der alten Ordnung schwindet in Afrika auch der „Sozialismus“. Damit aber verliert der einzelne seine seelische, wirtschaftliche und soziale Stütze. Die Gemeinschaft ist für den einzelnen Halt. Hört sie auf, so steht er vereinsamt, schutz- und hilflos da, ganz auf sich

<sup>31</sup> Vgl. etwa: Die Anfänge der Mission von Bangweolo-Nyassa. Kath. Miss. 58, 1930, 208.

<sup>32</sup> Am Kilimandscharo sagte mir ein Missionar, daß die jungen Leute, auch die Christen, in ihren Sitten lockerer seien als die Alten. Auch sexuell erlaube man sich mehr. Schuld daran trage aber nicht das Christentum, sondern der Umstand, daß die Macht der Häuptlinge nicht mehr so groß wie früher sei. Die Christen stünden nicht so in der Gewalt des Häuptlings wie die Heiden. <sup>33</sup> Sprache und Volkstum. In: Afrika 1, 1928, 26.

<sup>34</sup> Wenn ein Missionar in Ungoni (Ostafrika) auf Reisen geht, braucht er in der Regel 8—10 Leute als Träger usw. Dabei nimmt man mindestens zur Hälfte Heiden. Und zwar einmal, um die Christen nicht zu bevorzugen. Dann aber vor allem deswegen, weil die Nichtchristen folgsamer sind, den Europäer mehr achten und nicht so vertraulich tun. Bei Christen kommt es vor, daß sie streiken, bei Heiden nicht. (Mündliche Mitteilung eines Missionars.) Relata refero! In Ungoni achten die Christen die Häuptlinge nicht so wie die Heiden, weil sie sich im Schatten des Europäers wissen.

allein gestellt. Ein Chaos ist die Folge. Solange der Neger in der Gemeinschaft steht, weiß er, daß er Mitmenschen etwas bedeutet. Und dieses Gefühl beglückt ihn, genau so wie das Gefühl, irgendwo „daheim zu sein“ und „dazu zu gehören“. Sobald aber der Schwarze seine Gemeinschaft verläßt, verliert er dieses Gefühl, wird er aber auch notwendig von Unruhe erfaßt. Hier liegt die Erklärung für manche üble Erscheinungen im Leben der Neger in den Städten. Von diesem Standpunkt aus kann die Industrialisierung Afrikas nicht genug beklagt werden. Der einzelne spürt die Folgen der Gruppenauflösung besonders materiell. Die Gemeinschaft sorgt für ihn in alten und kranken Tagen sowie in Zeiten der Not. Sie ist für ihn sozusagen die soziale Versicherung. Löst sich die Gemeinschaft auf, so verliert er diese Sicherung. Der einzelne weiß nicht mehr, wo er Hilfe suchen und erwarten darf. Die Folge ist Lebensangst. Überall, wo die Gruppe atomisiert wird, vergeht das Gemeinschaftsgefühl und gedeihen Selbstsucht, Gewinnsucht und andere Kinder des Sondergeistes. Glücklicherweise ist aber diese Entwicklung noch nicht ganz weit fortgeschritten. Jedenfalls ist der Gemeinschaftsgeist noch längst nicht geschwunden. Auch die Neger in den Städten finden sich, wie Huss feststellt, wieder zusammen und helfen sich gegenseitig.

Es ist unmöglich, in den Negervierteln „völlig mittellose und verlassene Menschen ausfindig zu machen“<sup>35</sup>. Sehr verderblich ist auch das Nachlassen der Achtung vor der Autorität. Desgleichen die Nichtberücksichtigung der Sippe bei den Eheschließungen. Junge Leute, die sich bei der Heirat nicht um Sippe und Familie kümmern, lassen sich allzu leicht vom bloßen Trieb leiten. Dieser aber ist blind. Und nur zu oft folgt auf die Liebe die Kälte und die Scheidung. Im modernen Afrika gibt es mehr Ehescheidungen, als es im alten heidnischen Afrika gegeben hat<sup>36</sup>. Nach F. Plattner S. J. ist „ein starker Sippenverband nach einmütigem Urteil der beste, oft der einzige Garant für die Dauer der neu geschlossenen Ehe“. Wo er fehlt oder vergeht, gibt es die „verheerendsten Folgen“<sup>37</sup>.

Selbst die Vernichtung von gewissen unnatürlichen und widerchristlichen Institutionen hat nicht bloß Vorteile. Man denke etwa an die Polygamie. Denn ihre Abschaffung führt nur zu leicht zum Dirnentum und zur Verelendung der Frau. Die überzähligen Frauen, die von ihren Männern entlassen sind, werden häufig von ihrer Sippe als Last empfunden und haben nicht selten keine Existenzmöglichkeit mehr<sup>38</sup>. Auch die Religion und Religiosität kommt bei der Auflösung des Alten zu Schaden. Nur zu leicht reißt der Zusammenbruch der alten Ordnung die Religion mit ins Verderben hinein.

Endlich ist die Auflösung der alten Ordnung auch nachteilig für die Mission. Wenn das theologische Axiom „*Gratia praesupponit naturam*“ richtig ist, kann der Zusammenbruch gewisser afrikanischer Ordnungen kein Vorteil sein. Denn dann baut die Mission in die Luft. Und mit ent-

<sup>35</sup> A. a. O. 277.

<sup>36</sup> Über die Werte der Ehe bei den alten heidnischen Negern und über das Problem der christlichen Ehe in Afrika vgl. J. W. Walch, *Can Christian Marriage in Africa be African?* Intern. Rev. of Miss. 22, 1933, 17—32.

<sup>37</sup> Ehe und Familie in den Missionsländern. Kath. Miss. 62, 1934, 297.

<sup>38</sup> Die Verhältnisse sind oft so schwierig, daß man meinen möchte, es sei das beste, die betreffenden Polygamisten der Barmherzigkeit Gottes zu überlassen.

wurzelten Menschen läßt sich nicht allzuviel anfangen. Jedenfalls kommt nichts Harmonisches zustande, wenn die Natur unberücksichtigt bleibt. Man muß als Beobachter leider sehr häufig feststellen, daß das religiöse Leben der Neuchristen etwas Unnatürliches an sich hat, wundert sich dann aber auch nicht, daß so manche Versager vorkommen, vor allem bei denen, die von Jugend auf im Internat oder auf der Station erzogen worden sind<sup>39</sup>. Man kann die Natur nicht unbestraft unberücksichtigt lassen. Naturam expellas furca tamen usque recurret. Einmal, wenn auch vielleicht sehr spät, kommt sie doch wieder zum Vorschein. In Afrika hat einmal eine Gemeinschaft die ganze europäische Kultur mit-samt dem Christentum aufgegeben und ist dann wieder in den Busch gezogen.

Der Europäismus der Mission oder die ungenügende Berücksichtigung der alten Gemeinschaftsbindungen hat ferner die unerfreuliche Folge, daß sich nur zu leicht zunächst die „Modernisten“, die unruhigen Geister, die Fortschrittlichen und Freiheitslustigen der Mission anschließen, also diejenigen, die in ihrem Volke weniger verwurzelt sind und der Mission auch am ehesten wieder den Rücken kehren. Die starken Charaktere und konservativen Kreise hingegen, die mit ihrem Volk und Volkstum innerlich verbunden sind und daher für die Mission besonders wichtig wären, halten sich zurück. Sie vermissen bei der Kirche sowohl wie bei ihren Anhängern die Achtung vor dem Alten.

Sehr groß ist der Schaden, den der Ruf der Mission wegen der Auflösung der alten Ordnung erleidet. Die konservativen Kreise, welche den zerstörenden Einfluß der Mission auf die alten Gemeinschaften sehen, mit Ingrimme sehen, sind natürlich nicht gut auf die Mission zu sprechen<sup>40</sup>. Die Wut, die sich gegen den Kulturwechsel richtet, richtet sich ganz naturgemäß auch gegen die Mission. Und nach allem, was oben gesagt wurde, ist es gar nicht so unverständlich, wenn Schwarze zu der Auffassung kommen, Christentum und Volkstum seien unverträglich; ersteres bedeute eine Überfremdung und dulde nichts Arteigenes.

Die größten Schwierigkeiten werden der Mission aus der Auflösung der afrikanischen Gemeinschaft aber wohl erst in Zukunft erwachsen, dann nämlich, wenn das Selbstbewußtsein der Neger wieder voll erwacht. Dann wird man ihr vielleicht laut vorwerfen, sie habe kein Verständnis für die Art des Negers gehabt.

#### IV.

Aus den bisherigen Ausführungen dürfte genügend klar hervorgehen, welch ein ernstes Problem für die Afrikamission mit der Gemeinschaft gegeben ist und in welcher schwieriger Situation sich die Mission befindet. So oder so, ganz recht kann sie es kaum machen. Im Anfang haben die Missionare die ganze Tragweite des Problems nicht erkannt. Ganz naiv-unschuldig ging man an die Arbeit heran. So verschwand vieles, was besser erhalten geblieben wäre. Manche wären heute froh, wenn sie diese oder jene alte Gemeinschaftsform und vor allem den alten Gemeinschaftsgeist noch hätten. Aber manche Werte sind für

<sup>39</sup> Vor dem Kriege waren Mädchen, die irgendwo in Afrika in einer von Schwedern geleiteten Anstalt erzogen worden waren, gesuchte öffentliche Mädchen (Mündliche Mitteilung).

<sup>40</sup> Moderne Menschen sehen im Christentum häufig „eine Verirrung des Individualismus“, natürlich mit Unrecht. Aber gewisse Erscheinungen liefern diesen Modernen Material für ihre Behauptung.

immer dahin. Was man noch tun kann, ist dies, in Ehrfurcht vor allem Seienden die übrig gebliebenen Werte nach Möglichkeit zu erhalten und in Zukunft mit mehr Klugheit zuwege zu gehen<sup>41</sup>. Bezüglich gewisser Gemeinschaftsformen müssen wir natürlich bei der gewohnten Praxis bleiben. Die Polygamie etwa muß bekämpft und durch die Monogamie ersetzt werden. Aber man könnte die Kampfweise ändern. Die Polygamie ist gewiß kein Ideal. Aber es hat keinen Sinn, sie verächtlich zu machen<sup>42</sup>. Das schadet mehr als es nützt. Schließlich hat doch Gott die Polygamie zeitweilig gestattet. Es geht auch nicht an, Frauen von ihrem Mann zu trennen, wenn für sie nicht materiell und sittlich gesorgt ist<sup>43</sup>.

Was aber die Gemeinschaften mitsamt ihrem Geist und ihren Ausdrucksformen betrifft, so dürfte im allgemeinen folgendes gelten. Unsere Aufgabe besteht nicht darin, unsere Religion nach der jeweiligen Volksseele und Volkspersönlichkeit zu gestalten, sondern darin, das Volk nach Gottes geoffenbartem Willen zu formen. Es muß daher das Wort Gottes verkündet werden, gleichviel ob alte Gemeinschaften darunter leiden oder nicht. Andererseits darf aber nichts Berechtigtes und Wertvolles unnötig zerstört werden, vor allem nicht um bloß materieller oder bloß wirtschaftlicher Vorteile willen. Wenn etwas von selbst zerfällt, gut! Aber wir sollten nicht positiv dazu mithelfen. In vielen Fällen wird es im Gegenteil nützlich sein zu erhalten, was zu erhalten ist. Es wird sich zweifellos lohnen, wenn die Missionare für solche Gesellungsformen wie die Familie<sup>44</sup>, die Sippe und den Stamm tun, was nur möglich ist. Man wirft ein Volk weg, wenn man seine Werte wegwirft und ihm den Glauben an sich selbst nimmt. Und man läuft bei Mißachtung des Volkstums Gefahr, wie ein überflüssiges Spielzeug beiseite gelegt zu werden, wenn eine Bewegung kommt, die sich das Volkstum zu Recht oder zu Unrecht zunutze macht. Man denke an den Bolschewismus und seine Gefährlichkeit. Außerdem gilt vom Bau der Kirche in Afrika dasselbe wie von jedem anderen Bau. Man soll beim Bauen das Material benützen, das man im Lande vorfindet. Nur so kann der Bau entsprechen und befriedigen. Also beim Tempelbau der Kirche den Afrikaner und die afrikanischen Gemeinschaften benützen!

Ein paar Worte zu den einzelnen Gesellungsformen. Zunächst zu r E h e. Der kluge Missionar wird für die Eheerziehung eigene Schulen einrichten und unterhalten und dadurch einen Ersatz für die Ein-

<sup>41</sup> Es ist sehr merkwürdig, daß von diesen Dingen in missions-theoretischen Schriften und Aufsätzen kaum die Rede ist. Dubois, Thaurén und Schmidlin schneiden das Problem nicht ernstlich an. Nur die Protestanten beschäftigen sich eindringlich mit dieser Frage, — vielleicht weil sie ihrem Prinzip nach individualistisch sind und in Afrika die Konsequenzen ihrer Prinzipien sehen. Wir empfehlen besonders die Schriften von B. Gutmann.

<sup>42</sup> Man beachte, daß Monogamie für Häuptling und andere weniger Frauen, weniger Kinder, weniger Verwandte usw., und damit weniger Macht bedeutet.

<sup>43</sup> Ein Ostafrika-Missionar meinte mir gegenüber, man könne sich gegenüber überzähligen Frauen von Polygamisten, die sich bekehrten, vielleicht mit einer Art von Beghardenhöfen helfen. Diese würden aber nur für ältere Frauen in Betracht kommen. Sonst würden sie leicht Bordelle.

<sup>44</sup> Vorschläge zum Einbau der christlichen Familie in die alte Familienordnung etwa bringt für einen speziellen Fall W. Blohm, Die christliche Familiengemeinschaft im Xosa-Volkstum. Beobachtungen in Ost- und Südafrika. In: Afrika 6, 1933, 431—455.

weihungsschulen schaffen. Außerdem wird er die Sippe nach altem Brauch bei der Eheschließung mitreden lassen. Was die Familie betrifft, so sollte die Überzeugung, daß die Familie die natürlichste und beste Gemeinschaft ist, allgemein sein. Vor allem sollte man ihr entsprechend handeln. Eine Stations-, Internats- oder Klostererziehung auf Kosten der Familie ist verfehlt. Denn sie schenkt nur Treibhauspflanzen. Und diese halten, wie die Erfahrung beweist, dem rauen Leben nicht stand<sup>45</sup>. Ganz unpädagogisch ist eine Verpflanzung von Negern nach Europa zum Zwecke der Erziehung. Ausnahmen dürfen höchstens mit älteren, ausgereiften Menschen gemacht werden.

Auch Sippe und Stamm bedürfen der Pflege und Förderung. Institutionen, die Sippe und Stamm schaden, ohne direkt notwendig zu sein, sind abzulehnen, so etwa die Einrichtung von Dörfern, die der Gewalt des Häuptlings entzogen sind, oder die Bestellung von solchen Katechisten, in denen die Christen eine höhere Autorität sehen als im Häuptling. Sehr nachdrücklich sollte gefordert werden, daß die Leute nach ihrer Bekehrung der Sippe oder dem Stamm in allem, was nicht schlecht ist, treu bleiben. Es ist nicht gut, wenn nach der Taufe ohne wirklichen Grund europäische Kleider an Stelle der landesüblichen treten, wenn das ganze alte Brauchtum aufgegeben wird und die Christen sich abseits der Heiden ansiedeln. Die Christen dürfen nicht in den Ruf kommen, daß sie alles Alte wegwerfen und sich von ihren Gruppen absondern.

Hier ein besonderes Wort über die Christendörfer. Es kann wohl kaum bezweifelt werden, daß die Einrichtung von solchen nicht empfehlenswert ist. Wohl haben neuerdings einzelne Missionare, speziell Sambesimissionare, eine Lanze für sie eingelegt, so P. Bontemps S. J.<sup>46</sup> auf der Löwener missiologischen Woche im Jahr 1928. Aber die meisten Afrikamissionen dürften sich kaum der Einsicht verschließen, daß die Christen am besten in den heidnischen Dörfern bleiben. In diesem Sinne sprachen sich etwa die 1919 in Kisantu versammelten Leiter der Kongo-mission aus, wobei sie allerdings hinzufügten, daß die Christen in den heidnischen Dörfern eigene Gruppen bilden und die Missionare stetige Fühlung mit ihnen halten sollten. Auch setzten sie voraus, daß es sich um genügend gefestigte Christen handelte. P. Bontemps traten auf der Löwener Tagung einige Weiße Väter entgegen. So meinte P. Césard: „... il parait, d'après les nouvelles méthodes, qu'il faut renoncer au système et ne pas travailler sur une communauté (selection choisie) isolée qui absorbe le meilleur de la vie des missionnaires à son avantage, mais travailler la masse, les musulmans chez eux, afin de permettre aux convertis d'agir par exemple et la parole sur les amis et voisins demeurés dans l'Islam“. Auch die Christendörfer in heidnischen Gebieten haben nach Césard Nachteile. Skandale unter den in ihnen wohnenden Christen hätten den Missionaren schon viel Verdruß bereitet und

<sup>45</sup> Vgl. etwa den Aufsatz: Die Gabun-Mission, Kath. Miss. 1874, 55, wo mitgeteilt wird, daß die auf der Station sorgfältig erzogenen Knaben nach der Entlassung „oft schlechter werden als die Heiden“. In Südafrika hörte ich öfters ähnliche Klagen. In den Benediktinermissionen von Ostafrika ist die Stationserziehung seit dem Kriege verpönt. Die Ergebnisse sind zu wenig befriedigend gewesen.

<sup>46</sup> La réhabilitation du Noir. In: L'âme des peuples à évangéliser. Semaine de Missiologie No. 4. Louvain 1928, 19 s. Vgl. Kath. Miss. 58, 1930, 369 f.

Veranlassung zu Ausschließung der betreffenden Christen gegeben. Das hätte aber natürlich die letzteren gegen die Mission eingenommen. Außerdem sähe die Regierung den Staat im Staat nicht gern. Schließlich hätte sich in den Christendörfern gar nicht der erwartete Bekehrungseifer entwickelt. Jene seien vielmehr „une gêne, un boulet dans la marche de toute chretienté“<sup>47</sup>. Sehr interessant ist, was vor einiger Zeit L. Keiling über die Cubango-Mission mitteilte. Sie, die Väter vom Hl. Geist, hätten im Anfange einige Stationen gegründet, auf ihnen junge losgekaufte Schwarze, meist ehemalige Sklaven, vereint und diese unterrichtet. An die anderen wäre man nicht herangekommen. Die Erfolge dieser bis etwa 1896 herrschenden Methode seien aber gleich null gewesen. Jedenfalls hätten sie in gar keinem Verhältnis zu den Ausgaben und Sorgen der Missionare gestanden. Denn die losgekauften christlichen Kinder, denen man die Sklaverei und Hauserziehung anmerkte, seien schwieriger zu behandeln als die andern. Sie seien naschhaft, betrügerisch, lügnerisch, faul, sinnlich und schamlos. Auch revolutionierten sie bisweilen. Ihr Christentum sei oberflächlich und es gebe viele Skandale. Aber von diesen Christen lebten nicht mehr viel. Ihre Dörfer seien fast verschwunden. Jetzt sei die alte Methode, die die Missionare in guter Absicht verfolgt hätten, aufgegeben. Delegat Dellepiane habe dem „goldenen Zeitalter“ der Reduktion ein Ende gemacht, habe die Gründung von Dörfern, die nur für losgekaufte und freie Christen seien, und in denen die Missionare den Bürgermeister und Seelsorger zugleich machten, mißbilligt. „Ich bekenne“, so fügt Keiling hinzu, daß unsere Methode unfruchtbar war. Aber seitdem man es anders mache, seitdem man freie Kinder nach einer Erziehung im Internat in die heidnische Umwelt zur Verbreitung des Glaubens schicke, habe man große Erfolge. Heute hätten sie 220 000 Christen<sup>48</sup>. Bei der ganzen Frage muß schließlich beachtet werden, daß das System der Christendörfer hie und da Veranlassung für den Staat gewesen ist, der Missionstätigkeit Schranken zu setzen.

Nach allem, was bisher gesagt wurde, muß es Grundsatz sein, nichts unnötig zu tun, was der Gemeinschaft schadet. Aber die Befolgung dieses Grundsatzes allein genügt nicht. Es ist notwendig, die Sippen- und Stammesgemeinschaft auch positiv zu fördern. Dies kann auf verschiedene Weise geschehen. So etwa dadurch, daß man Pietät vor all dem Schönen und Guten zeigt, das die genannten Gemeinschaften erzeugt haben, vor ihren Liedern, Sagen, Märchen, Bräuchen, Spielen und Künsten. Dann dadurch, daß man die Altersklassen<sup>49</sup>, Sippen und Stämme bzw. deren Organisation im Gemeindeleben und Schulwesen berücksichtigt. Man könnte etwa die Sippenmitglieder bei der Auswahl der Taufpaten und die natürlichen Führer (Sippenälteste, Führer der Altersklassen) bei der Anstellung von Lehrern und Bestellung von Kirchenvorständen bevorzugen. Fehler dieser natürlichen Führer dürften hier nicht irre machen. Mängel und Mißgriffe von Päpsten, Bischöfen und Priestern nehmen uns ja auch nicht die Achtung und Gehorsam

<sup>47</sup> L'âme des peuples à évangéliser, 21 s.

<sup>48</sup> Une Question de Méthode. L'évangélisation de la préfecture apostolique du „Cubango in Angola“. Le Bull. des Miss. 29, 1933, 186—190.

<sup>49</sup> In den Sippen und Altersklassen herrscht, wie jemand betont hat, ein starker Drang zur Mitteilung. Dieser Drang könnte ausgenützt werden und der Mission vielleicht dienlicher sein, als die Schulen, die durch die Regierungen vielerorts zu einem Programm gezwungen sind, in dem die Religion nicht genügend zur Geltung kommt.

gegenüber diesen Autoritäten. Besonders nützlich und notwendig wäre eine Pflege des alten Gemeinsinnes.

Im übrigen darf bei der Stellungnahme zu den berechtigten alten Formen der afrikanischen Gemeinschaft nicht übersehen werden, daß diese Gemeinschaften unter der Folge der Erbsünde und Sünde gelitten haben. Man hat Gutmann gegenüber mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die gliedlich gefügten Ordnungen des Zusammenlebens in Afrika doch nicht Schöpfungsordnungen in dem Umfang sind, wie er glauben machen möchte. Gutmann vergäße „die grundsätzliche Gefallenheit aller geschöpflichen Ordnungen, auch der eines gliedlich und organisch gefügten Lebens“. Damit sind wir bei etwas ganz Wesentlichem. Die afrikanischen Gemeinschaften müssen geläutert, geweiht, geheiligt und mit neuem Geist erfüllt werden, müssen, um mit Albert Schweitzer zu reden, auf ihren höchsten Wert gebracht werden.

Allein auch mit der Pflege der alten Gemeinschaften und des alten Gemeinsinnes ist es nicht genug getan. Die neue Zeit fordert mehr. Starrer Konservatismus wäre das Unglücklichste, was man sich denken könnte. Was würden wir heute wohl von einem Missionar sagen, der es versucht hätte, bei den alten Germanen nur die alten Sippen gelten zu lassen und keine Weiterentwicklung zu dulden. Es wäre künstlich, unnatürlich und auch unmöglich, wenn man in Afrika nur das alte Volkstum erhalten wollte. Die alte Kultur Afrikas entspricht nicht mehr den gegenwärtigen veränderten Lebensbedingungen der Afrikaner, kann infolgedessen auch nicht in Ewigkeit weiterleben. Die Verhältnisse werden zwangsläufig andere. Die Losung muß also heißen: Organische Weiterbildung. Also vertieften und erweiterten Gemeinsinn und neue Gemeinschaften. Ich betone: Gemeinschaften. Denn künstliche und rein zweckhafte Organisationen und organisierte Interessenverbände wie Vereine, Parteien und Genossenschaften sind nicht allzuviel wert. Im Ernstfall bestehen sie nicht. Das Natürliche ist immer das Beste. Naturformen sind unbedingt den Kunstformen, Naturgemeinschaften den Kunstgemeinschaften vorzuziehen. Wir brauchen gute natürliche Gemeinschaften und noch mehr „segensreiche“, „heilige“, übernatürliche Ordnungen, vor allem gute Pfarreien, die das katholische Ideal vollkommen verwirklichen und dem Bolschewismus und anderen Gefahren gewachsen sind, Gemeinschaften, die alles, was am Alten irre wird oder sich ihm entwindet, „sammeln“, die den Leuten einen neuen Halt geben. Diese Gemeinschaften müßten dem Volk artgemäß sein, mit der Erde und Landschaft verbunden sein und im Volkstum wurzeln. Was bei uns gut ist, ist es nicht ohne weiteres auch für den Schwarzen?

Besonders wichtig und notwendig ist für Afrika die größte, erhabenste und heiligste Gemeinschaft, die *communio sanctorum*, die Kirche und ihr Ausbau. Und zwar schon aus rein missionarischen Gründen. Es ist bekannt, daß im christlichen Altertum die Kirche schon als solche und vor allem das tiefe Gemeinschaftsbewußtsein der Christen missionarisch wirkte. Die Christen lebten aus der Überzeugung heraus, daß sie alle zusammengehörten. Und das zog die Heiden an. Es dürfte ferner bekannt sein, daß der Islam nicht zuletzt deswegen eine so große Werbekraft bei den Afrikanern entfaltet, weil seine Anhänger einen starken Gemeinschaftsgeist haben und sich gegenseitig als gleichberechtigt ansehen<sup>50</sup>. Von anglikanischen Negern erzählt man, daß sie nur

<sup>50</sup> Vgl. R. Reusch, *Der Islam in Ostafrika*, mit besonderer Berücksichtigung der muhammedanischen Geheimorden. Leipzig 1931, 273 f.

deshalb zur katholischen Kirche übertraten, weil sie als Katholiken mit einer größeren Gemeinschaft verbunden waren. Alles Winke für uns: die Kirche strahlend hinstellen vor die Augen der Schwarzen. Innerhalb der Kirche den Gemeinschaftsgeist pflegen. Alle Klassenschranken abbauen. Ernst machen mit dem christlichen Brüdergedanken. Aber auch ganz abgesehen von diesem missionarischen Nutzen hat die Kirche eine ganz zentrale Stelle in der Mission einzunehmen. Denn die Natur des Afrikaners verlangt letzten Endes nach der übernatürlichen Gemeinschaft der Kirche; und was noch bedeutsamer ist, Gott selbst will die Einheit aller im corpus Christi mysticum.

Schließlich ein paar Worte noch über ein letztes Gebot der Stunde. Dieses Gebot lautet: Mehr Sinn für Ganzheit und Gemeinschaft zeigen. Also mehr als bisher an der christlichen Beeinflussung und Bekehrung ganzer Gemeinschaften arbeiten, ein christliches Volksgewissen (con-scientia), christliche öffentliche Meinungen und Sitten schaffen. Wo diese Dinge verwirklicht werden, hat der einzelne Heide mehr Antrieb zur Bekehrung und der einzelne Christ mehr Halt in seiner Religion. Jedenfalls sollte man ebenso eifrig an der Bekehrung der Gemeinschaft als an der des Einzelnen arbeiten. Man möge immer wieder bedenken, daß die Religion in weitem Umfang Sache der Gemeinschaft ist und der Einzelne in seinen Entscheidungen stark von der Gemeinschaft abhängt<sup>51</sup>. Mit Einzelbekehrungen als solchen ist nicht allzuviel gewonnen. Solange man die Sippe und den Stamm nicht bekehrt, ist kein Einzelerfolg gesichert. Hier liegt die Erklärung für die Mißerfolge so vieler Missionen und den Rückfall so vieler Christen ins Heidentum. Um aber die Gemeinschaften zu gewinnen, wird man besonderen Wert auf die Gewinnung der im Volkstum Verwurzelten, der natürlichen Führer, der über Tradition und Sitte wachenden Autoritäten legen, wird man also eifrig von oben nach unten missionieren. Die Mission tat sicher gut daran, als sie sich an die Sklaven und Waisen wandte. Aber vielleicht geschah es doch manchmal auf Kosten der anderen. Das Hauptstreben der Missionare von Sansibar oder Bagamoyo ging seinerzeit dahin, „möglichst viele, auf den Märkten in Sansibar gekauften Sklavenkindern im Christentum zu erziehen, um aus ihnen mit der Zeit christliche Gemeinden im Innern des Landes zu bilden, welche die Mittelpunkte der Ausbreitung des Christentums an der ostafrikanischen Küste werden können“<sup>52</sup>. Dieser und ähnlichen Äußerungen liegen doch etwas seltsame Anschauungen vom afrikanischen Gemeinschaftswesen und von den gewöhnlichen Bekehrungsweisen zugrunde.

Aber das Gebot, das wir oben aufstellten, besagt nicht nur, daß wir mehr als bislang an der Verchristlichung der Gemeinschaften arbeiten sollen, sondern auch, daß wir selbst mehr als Gemeinschaft missionieren. Bis heute ist die Mission hauptsächlich Sache Einzelner oder einzelner kleiner Kreise. Die heimischen Gemeinden missionieren nicht, auch nicht die heiden-christlichen Gemeinden als solche. Ein voller Erfolg der Mission aber ist undenkbar, ohne eine stärkere Heranziehung der christlichen Gemeinschaft. Es ist und bleibt wahr, daß wir nicht durch uns allein sondern durch die Gemeinschaft zu Gott kommen, wie denn die Liturgie immer von „wir“ und „uns“ spricht und die Eucharistie eine soziale Einrichtung ist.

<sup>51</sup> Vgl. Keysser, Persönliches und kollektivistisches Christentum. NAMZ 1932, 225-233. <sup>52</sup> Ein Ausflug ins Wakamgebiet. Kath. Miss. 1, 1873, 10.